

Vielleicht sollte man schon das Wort «Heimat» vermeiden, um nicht die so sehr verwandelte Sache in Mißkredit zu bringen. Zu oft hat dieses Wort nur ein Zerrbild von Heimat bezeichnet. So sehr geliebt, so sehr beweint: diese Heimat hatte nie auch nur den Schein von Wirklichkeit. Immer war sie die vorvergangene, die Opa-Welt, die Sichel- und Blaukittel-, die Spinnstuben-Heimat. Und immer war sie die aus allem realen Drum-Herum und aus dem Zusammenhang mit allen anderen «Heimaten» gelöste Schein- und Inselwelt, gerade weit genug, um jeweils von allen Winkeln aus auf jeden einzelnen Heimat-Besitzer bezogen zu sein.

Mit dem überschaubaren, vertrauten Umkreis des täglichen Lebens ist es vorbei. Auch der Einödbauer – was war denn vor der romantischen Verzeichnung ein «Hoamatle» anderes als ein landwirtschaftlicher Familienbetrieb? – geht heute nicht nur gelegentlich in die Amtsstadt zu Markt, Amt oder Doktor. Er demonstriert in der Landeshauptstadt gegen Mansholt, fährt nach Berlin zur Grünen Woche, besucht landwirtschaftliche Genossenschaften in Dänemark oder Oberitalien. Oder er macht ganz einfach – welche Ungeheuerlichkeit noch vor dreißig Jahren! – eine Urlaubsreise.

Ganz zu schweigen von uns anderen, die wir auch äußerlich erkennbarer in einer weiträumigen, von städtischen Lebensformen bestimmten Welt unterwegs sind! Alles in dieser Welt ist erreichbar geworden. Wir müssen es nicht einmal aufsuchen, es kommt zu uns ins Haus mit Rundfunk und Fernsehen, in der täglichen Zeitung, in regenbogenbunten Wochenblättern, mit den Angeboten weltweit verflochtenen Handels: seit es die kleinen Kolonialwarenläden nicht mehr gibt, sind wir überall umgeben vom Duft der großen weiten Welt.

Manche von uns arbeiten heute hier, morgen dort; zwei, drei Jahre, und sie verlegen ihren Arbeits- und Wohnsitz über Hunderte von Kilometern. Wo ist da Heimat? Vor allem: bis wohin reicht da Heimat, wo ist ihre Grenze?

«Ubi bene, ibi patria . . .» In einer mobilen Gesellschaft, in einer Zeit supranationaler Wirtschaftszusammenschlüsse ist eine solche Parole ganz und gar nicht leichtfertig oder oberflächlich. Kann man sich in unserer Zeit und Gesellschaft überhaupt noch so etwas leisten wie emotionale Bindung an eine streng lokalisierte einzige Heimat? Das impliziert doch immer auch Heimweh. Und wohin soll sich das Heimweh heute wenden? Zur Heimat der

Eltern (z. B. in Polen oder Rußland), zur Geburtsheimat, zur Heimat der Kindertage, zu irgendeiner zweiten, dritten Heimat, zu einer Heimat auf Zeit? Heimweh – oder was heute an dessen Stelle treten mag – kann nur noch dorthin gerichtet sein, wo es einem künftig einmal gutgehen soll: «Ubi bene . . .» – und wer es gefunden hat, dem fehlt für ein herkömmliches Heimweh jedes reale Ziel:

«Wo 's Dörflein traut zu Ende geht», hat sich längst der größte Gewerbesteuerzahler des Ortes mit seinem Industriebetrieb angesiedelt oder ein ortsfremder Fabrikant mit Bungalow und Swimmingpool in unverbaubarer Aussichtslage. Und an der Stelle der einstigen Dorflinde findet der erstaunte «Heimatbesucher» heute eine Zentralschule oder ein Kaufhaus.

Nichts heimelt mehr an; Arbeiterwohngemeinden eignen sich schlecht als Heimat. Unter Tags sind viele Bewohner im benachbarten Industrieort beschäftigt. Die meisten kommen nur für Feierabend und Nachtruhe ins Heimatdorf, am Wochenende sind sie dann wieder unterwegs, mit der Familie über Land. Nur eine Minderheit hat abends oder am Wochenende auf den noch nicht verpachteten Parzellen ein wenig bodenständige Beschäftigung. Wo und wie weit will man da Heimat abstecken? Wohin soll sich unter solchen Bedingungen Heimweh wenden? Von der Anonymität und Austauschbarkeit unserer Städte ganz zu schweigen, von ihrer Unwirtlichkeit.

Und doch ist vielleicht so etwas wie Heimweh der Ansatzpunkt für die Definition dessen, was heute die Funktion von Heimat haben kann. Vielleicht kann man sogar von diesem Heimweh aus bestimmen, wie das beschaffen sein muß, was man in einem neuen Verständnis vielleicht dennoch wieder Heimat nennen könnte: Heimat als angemessene Umwelt; Heimat als das, wohin sich Wünsche und Erinnerungen gerne richten. Zum letztenmal romantisch formuliert: Heimat ist das, wonach man Heimweh haben kann; Heimat muß so beschaffen sein, daß man nach ihr Heimweh haben kann.

Oder ein wenig sachlicher: Heimat – wir wollen das Wort also ruhig weiter verwenden, nachdem wir uns darüber verständigt haben, daß wir auf seine Untertöne verzichten – soll also verstanden werden als der Raum, in dem sich der einzelne so eingerichtet hat, daß er sich auf die Dauer und vor allem in Zukunft wohl und wohnlich fühlen kann. Wichtig ist dafür recht Sachliches zunächst. Denn



mit Erinnerungen und Gefühlen ist wenig gewonnen. Es kommt darauf an, heute und für die Zukunft sicherzustellen, wessen wir alle zu unserer physischen und psychischen Existenz bedürfen. «Unser täglich Brot» müssen wir verdienen können. Wir wollen es in ungestörter Privatheit mit den Unsrigen verzehren können. Wir wollen uns in unserer – immer noch wachsenden – Freizeit unseres Daseins freuen können in freier Selbstbestimmung. Wir wollen nicht aufgebraucht, aufgefressen, aufgeschlissen werden von der Bemühung um das Notwendigste. Dann erst sind wir bereit und fähig, mit den anderen zusammen – mit den nahen Nachbarn, mit den überall erreichbar gewordenen Freunden, mit den anderen Mitbürgern – am Gemeinwesen, an Staat und Gesellschaft Anteil zu nehmen. Da heißt es nun endgültig Abschied nehmen von Oberlehrerträumen und Vereinsideologien: ein paar alte Steine oder Flurnamen, Keltengrab, Römerstraße und mittelalterlicher Adelsitz haben mit heutiger Heimat zunächst so wenig zu tun wie Sichel oder Sense, wie Blaukittel oder Trachtentanz.

*Raum* für Wohnung, Haus und parkendes Auto, für spielende Kinder, für den Spaziergang am Feierabend ist dazu ungleich wichtiger. Dann weiter: *Luft*, die man ohne Ängste atmen kann, *Wasser*, das nicht nur zur Not brauchbar ist, sondern tatsächlich Element, frisch, sauber und trinkbar. Nicht zuletzt auch: *Landschaft*, in der das alles vorkommt, aus der das alles zur Verfügung steht für alle – Landschaft auch als weiterer Raum zur Erholung und Erquickung.

Das alles ließe sich zur Not noch unter den herkömmlichen Begriff der Heimat subsumieren – und es wurde bislang immer wieder auch in dieser Abteilung gehandelt, gefordert, diskutiert. Aber einmal unterstellt, diese Bedingungen seien nicht gefährdet, sondern uneingeschränkt gegeben, diese Güter seien in ausreichendem Maße für jeden bereitzustellen:

Schon deren Verteilung macht Öffentlichkeit und Gesellschaft in ihrer Bedeutung für Umwelt und Heimat erkennbar: Man muß die Versorgung mit Wasser organisieren, Verabredungen treffen über die Art, wie man mit Raum und Landschaft umgeht, wie Luft und Wasser saubergehalten werden können. Da aber nun Raum und Landschaft zwar erhöhtem Anspruch ausgesetzt aber nicht beliebig vermehrbar sind, da Wasser und Luft extrem gefährdet und bedroht sind, potenziert sich die Notwendigkeit öffentlicher, gesellschaftlicher, politischer Regelungen.

Mehr noch wird die gesellschaftliche Bestimmung

dessen, was wir Heimat nennen, deutlich, wenn wir uns an die zunächst genannten Bedingungen erinnern: Arbeiten, Wohnen, Raum für menschenwürdige Existenz des einzelnen wie seiner Familie; Versorgung und Kommunikation. Denn das alles setzt eine Fülle von gesellschaftlichen, öffentlichen, politischen Regeln voraus.

Hier tritt nun auch das Historische wieder in sein Recht. Die Verfahren und Mittel der Verteilung von Produzieren und Verbrauchen, von Arbeiten und Wohnen und auch die dazu nötigen Gelegenheiten und Wege der Kommunikation sind nicht aus wilder Wurzel entstanden, sie lassen sich ohne das Wissen um die geschichtlichen Herkunftse weder in gegenwärtigem So-Sein verstehen noch für eine – auch unter erschwerten Bedingungen – möglichst bessere Zukunft projektieren. Die Verteilung von Grund und Boden ist nicht zu erklären und nicht zu verändern ohne das Wissen um ihre Bedingungen in der Entwicklung von Herrschaftsverhältnissen und davon abhängigen Rechtsbegriffen. Oder, um ein recht konkretes Beispiel zu geben: Die unterschiedliche wirtschaftliche Entwicklung verschiedener Landschaften in Württemberg ist weit hin erklärbar aus dem Zusammenwirken geologischer, herrschaftsgeschichtlicher, erbrechtlicher und konfessioneller Entwicklungen.

Vergangenheit zu sehen lediglich als das, was vor dem Heute war, hieße den Blick auf das künftig Mögliche verstellen. Historie ist – auch auf Heimat bezogene – keine Schatztruhe, aus der man zu hohen Feiertagen festliche, aber nach Mottenpulver riechende Gewänder ausgräbt als Anlaß wehmütigen Erinnerns: Das *Gewesene* mag gewesen sein und bleiben, das *Gewordene* aber hat Geschichte; aus dem geschichtlich Gewordenen erst kann das künftig Mögliche wirklich werden. Nur *die* Geschichte kann verbindliche Geschichte sein, in der sich Gewordenes dem erst Werdenden verbindet. Und mag die vertraute Formel noch so oft wiederholt werden, sie wird dadurch nicht wahrer: es ist nicht die Frage, *wie* es eigentlich *gewesen* sei, sondern wie es *geworden* ist. Daraus erwarten wir nämlich Hilfe für die Antwort auf die uns noch wichtigere Frage, nämlich: wie es werden kann.

Wer wollte bestreiten, daß Geschichte und Geschehendes immer die Menschen betrifft. Und dabei sind nicht so sehr die einzelnen die Betroffenen, sondern die Gruppen, zu denen sich die einzelnen sozialisieren, die Gesellschaft also. Insofern ist Heimat immer auch ein gesellschaftliches, ein öffentliches Geflecht von Strukturen, von wechselseitigen Bedingungen und Abhängigkeiten. Wer das nicht sieht (nicht sehen kann oder nicht sehen will), hat



keinen Grund, auf dem sein Nachdenken zu sicheren Ergebnissen kommen kann über das, was aus dieser Heimat werden soll.

Man beruhige sich nicht damit, daß Heimat zunächst vom einzelnen erlebt wird und jeweils im Privaten des Wohnens ihr Zentrum hat. Schon die Abhängigkeit des Wohnens von der Verteilung des Besitzes an Grund und Boden, von Bebauungsplänen, von ortsüblichen Gewohnheiten des Bauens und Wohnens wirken bis in jede Einzelheit des Privaten. Durch die Fenster ist die Landschaft gegenwärtig, die offene, freie, agrarisch genützte, oder die unbedenklich verbaute, verdorbene Siedlungslandschaft neuzeitlichen Kleinhäuslertums; oder die den Vergleich mit Kasernen zulassende Vorstadt mit den Ergebnissen eines leichtfertig sozial genannten Wohnungsbaus – oder im seltenen Glücksfall die tatsächlich urbane Landschaft einer Stadt, die diesen Namen verdient.

Und wer vor die Tür seiner Wohnung, seines Hauses tritt, der steht schon mitten im Öffentlichen: sofort ist Begegnung möglich, ist Gesellschaft gegenwärtig. Heimat ohne bedingende Wirkung des Gesellschaftlichen ist nicht denkbar. Die Gesellschaft ist – soweit sie im jeweils heimatlichen Umkreis bemerkbar wird – selbst Bestandteil dieser Heimat. Will einer Heimat bewahren oder verändern, muß er die Hand auch an die Gesellschaft legen, verändernd oder restaurativ – je nachdem. Wo die Gesellschaft sich ändert, schafft diese Veränderung für die von ihr Betroffenen neue Bedingungen der Beheimatung. Und in beiden Fällen – durch Widerstand kritischen Bewußtseins oder im angepaßten Verzicht auf Selbstbestimmung – wird jeder einzelne in das Beharren oder Verändern so einbezogen, daß es ihn betrifft – ob er will oder nicht. Manche sprechen von der prägenden Kraft der Umwelt. Solche Hammer-Amboß-Beziehung ist nicht unvermeidbar. Wo kritische Aufmerksamkeit nach eigener Bestimmung und Selbstidentität sucht, bleibt der Betroffene aktiv beteiligt: wie er sich selbst verwirklicht, Zug um Zug, hat er verändernden Anteil an der Gesellschaft und an der gesamten Heimatwirklichkeit.

Und dennoch sind wir umgeben von einer traurigen, trostlosen Wirklichkeit. Unsere Landschaft wird aufgefressen vom Zugriff kapitalstarker Bauträger. Unsere neuen Siedlungen, brutale Häufungen unwohnlicher Renditeobjekte, stören und zerstören das Wohlbefinden, die Sozialisationsfähigkeit, die Mitbürgerlichkeit ihrer Bewohner. Unsere alten Städte und Dörfer verrotten zu verlogenen Attrappen romantisch wirkender Idylle, zu Ruinen und Zerrbildern einstiger Urbanität («Stadtluft

macht frei!«). Die Abfälle unseres zivilisatorischen Unvermögens häufen sich als Müllberge, verpesteten die Luft. Unsere Flüsse werden zu stinkenden Kloaken.

Die auf Heimatliebe und Heimatpflege und Heimatschutz Eingeschworenen wissen angesichts dieser katastrophalen Trostlosigkeiten nichts Besseres zu tun als die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und die große kulturpessimistische Jeremiade anzustimmen vom Moloch Technik, von den so zweifelhaften Segnungen der Zivilisation, vom Verlust der Mitte und jeglicher Bindung, von mangelnder Achtung vor sogenannten höheren Werten – – – ach, das ist alles so abgestanden, so abgedroschen, so verlogen und so wenig hilfreich. Denn es orientiert sich in einer verhängnisvollen Weise an einer durch Vorurteile und Vorlieben zurechtgemachten Vergangenheit, die es so nie gegeben hat: Hinterwelt. Denn es vollzieht sich so unfruchtbar in einem Klüngel von Gleichgesinnten, die sich wechselseitig der Bedeutsamkeit ihrer zweifelhaften Einsichten versichern: sie sind unter sich, Überbleibsel einer bourgeoisen Bildungsgesellschaft, die immer noch meint, nach ihren Maßstäben die Welt und die Menschen schätzen und abschätzen zu dürfen, die immer noch nicht erkannt hat, daß ihre ganze Gebildetheit mitsamt ihren Spezialkenntnissen in Geschichte, Literatur, Brauchtum, in Geologie, Fauna und Flora keinen Pfifferling wert ist, wenn die bare Münze aufgeklärt, kritischen, gesellschaftlich verantwortlichen Bewußtseins verlangt wird.

Böse Absicht kann bei soviel Idealismus nicht der Grund solchen Fehlverhaltens sein. Es fehlt ganz einfach der rechte Blick dafür, daß Heimat zunächst immer als totale Umwelt zu verstehen ist und sich nicht auflösen läßt in isolierte Fachgebiete, daß sie nicht gestaltet oder verunstaltet werden kann – weder regressiv noch progressiv, indem man konservierend oder verändernd an Symptomen herumkuriert und herumpfuscht.

Am konkreten Beispiel: Landschaft als Heimatraum ist nicht einfach dadurch zu schützen, daß man soweit nur irgend möglich singuläre Verbote addiert und Veränderungen verhindert. Landschaft hat Geschichte, sie ist immer Lebens- und vor allem Wirtschaftsraum, also von der Gesellschaft und von deren weithin ökonomisch bedingten Veränderungen mindestens so sehr bestimmt wie von dem, was in ihr nach den Naturgesetzen geschieht. Wer also hier etwas erreichen will, muß immer die gesellschaftliche Verbindlichkeit im Auge behalten und nach ihr seine Handhaben wählen.

Um keinen Deut anders ist es – um ein anderes



Beispiel zu geben – bei der Denkmalpflege. Was nützt es, wenn irgendwo in einem Sanierungsgebiet ein mehr oder weniger beachtliches spätmittelalterliches Bauwerk erhalten, restauriert oder mit neuzeitlichen Baustoffen rekonstruiert wird, während sich ringsum das bunte Blech auf den Parkplätzen ausbreitet? So verkennt museal sich gebärdende Denkmalpflege, daß Gebäude, zumal öffentliche oder öffentlich durch ihre Gestalt besonders wirksame, einen Bezug haben zu den Menschen, die an ihnen vorübergehen, in ihnen arbeiten oder wohnen. Das Bauwerk für sich, ohne Bezug zu seiner – sozial verstanden – städtebaulichen Umgebung, und damit zur Gesellschaft, in der es Funktion haben kann, mag dem Spezialisten Genugtuung oder gar Genuß vermitteln; für seine Umgebung, für die Gesellschaft ist es bestenfalls belanglos, meist aber unnütz oder gar ärgerlich.

Wer aber tatsächlich Heimat als das Totale der Umwelt versteht, der jeweils gegebenen hiesigen und heutigen, die es nach morgen zu entwickeln und zu verändern gilt, der wird sich zunächst selbst sozialisieren – das heißt als Bestandteil der Gesell-

schaft verstehen und zu erkennen geben. Er wird sich dann weiter mit dieser Gesellschaft solidarisieren. Das heißt: er wird darauf verzichten, aus seinem besonderen Wissen in der Weise elitärer Gruppen besondere Ansprüche abzuleiten: diese unsere Gesellschaft ist eine demokratische oder muß doch immerhin zu einer demokratischen entwickelt werden. Das Besondere des jeweiligen Wissens schafft unter solchen Bedingungen nicht Vorrechte, sondern höchstens Vorphlichten: Wissen und Einsicht sind der Gesellschaft dienstbar zu machen. Das besondere Wissen und Interesse einzelner ist zu nichts anderem gut als zur Aufklärung derer, die es betrifft. Es kann und muß fruchtbar gemacht werden zur vernünftig begründeten Entwicklung der Umwelt, die wir Heimat genannt und als vor allem gesellschaftlich bestimmt erkannt haben.

Da weithin noch die Orientierung fehlt, wird es für die nächste Zeit vor allem wichtig sein, dies Gesellschaftliche als Aufgabe und Forderung zu erkennen, mitzuteilen, deutlich zu machen: Von hier her erfährt der Begriff Heimat seine entscheidende Neubestimmung.

Gewiß wird die Abwehr der staatlichen Denkmalpflege, das Baustatut der Städte, der staatliche und kommunale Naturschutz usw. sich immer schärfer und strenger gestalten. Auch die Belehrung des Publikums dürfte allgemeiner und intensiver werden. Vielleicht gehen auch die staatlichen Organe der Denkmalpflege in Zukunft mehr Hand in Hand, da man die jetzige Einseitigkeit kaum versteht und auch von einem archäologischen Denkmalpfleger das Verständnis einer deutschen Stadt des Mittelalters verlangen kann. Aber dies hilft in den meisten Fällen wenig gegen die Rücksichtslosigkeit des Großkapitals oder gegen die «Notwendigkeiten des Lebens».

Die Hauptschuld bei den bedauerlichen Sünden finde ich darin, daß unsere Natur- und Kunstdenkmäler noch zu wenig als Kulturerbe und Eigentum des ganzen Volkes anerkannt werden, mit dem Regierung und Volk wahrhaft wuchern müßten im Interesse der Nation für die Zukunft. Wenn irgendwo eine Sozialisierung am Platz erscheint, so ist sie es bei unseren Natur- und Kunstdenkmälern, dem Edelsten und Besten, was wir haben.

(KARL SCHUMACHER: Aus Odenwald und Frankenland, 1929.)

*Karl Schumacher war Vorgeschichtsforscher und von 1901–1926 Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz; er starb am 17. April 1934 in Bad Mergentheim.*